

Der Tod tritt unter die Halbstarcken

Anmerkungen zur „West Side Story“, einem Musical, in dem die Hysterie Triumphe feiert

Im Heft zur „West Side Story“ liest man eine rührende Geschichte. Da erzählt ein junger Schauspieler, Shakespeares „Romeo und Julia“ sei zu wirklichkeitsfremd, um ein modernes Publikum noch zu fesseln. Dies war dem Tanzmeister Jérôme Robbins, dem Komponisten Leonard Bernstein und dem Produzenten und Regisseur Robert Wise der Anstoß dazu, Shakespeare „zu helfen“, indem sie das Trauerspiel in ein Musical verwandelten. Verona wurde zu New York, die Familien Montagu und Capulet wurden Banden, die in den Slums der West Side zu Hause waren. Nun sind es die Jets und die Sharks (Einheimische und Zugewanderte), die sich bekriegen, aber auch das Liebespaar stellen, das am Kollektivhaß zugrundegeht.

Man weiß, daß die Epigonen unserer Tage gern nach klassischen Gestaltungen von bedeutenden Stoffen greifen, um sich an ihnen die kalten Finger zu wärmen. Oder sie, wie sie sagen, aktuell zu machen. Sie sind nicht Schöpfer, wie man heute so hurtig sagt, auch nicht Neu-Schöpfer, sondern Ab-Schöpfer. Sie wollen sich des Zaubers der alten Werke bedienen und erreichen damit tatsächlich, daß man etwas vom Atem der Großen verspürt — was wäre z. B. die „Höllmaschine“ Cocteaus ohne Sophokles?

Mit der West Side Story greift man in den Tresor Shakespeares, und es lachen die Hühner über den Schauspieler, der die Rolle des Romeo für wirklichkeitsfremd hält. Sie ist so wirklichkeitsnah, daß — ausgerechnet! — die Hersteller der „Story“ sie ihrem Musical als Korsettstange einziehen.

Doch Grundsätzliches beiseite! Wir haben es mit einem Filmwerk zu tun, mit dem man sich

auseinandersetzen muß. Es bietet zum mindesten eine konsequente Übersetzung ins Tänzerische, dem das Schauspielerische eingebaut ist. Der Wille des Tanzleiters, das Spiel der Bandenmitglieder ins Choreographische zu binden, dem einzelnen seine auch mimisch gebändigte Solonummer zu geben und zuweilen das Gesamt — Frauen und Männer — zu einem Paroxysmus zu treiben, ist erfüllt. Er kann sich dabei auf eine Musik stützen, die die Hysterie, die Drohung, den Kampf, ja sogar den Totschlag rhythmisiert.

Die Einteilung in lyrische und dramatische Szenen ist ein bißchen monoton. Choreograph und Regisseur gelangen die harten Szenen am besten. So ausgezeichnet Natalie Wood die Maria (Julia) spielt, so sehr sich Richard Beymer um den Tony (Romeo) bemüht, an beiden rächt sich der zuweilen angenäherte, aber nie stimmende Shakespeare'sche Text. Nur dessen Verse sind imstande, in Liebesszenen jegliche Gefühlsduselei auszuschalten. Muß man die Gefühlsgüsse nun auch noch singen wie hier, so hat man ein Handicap ohne Hoffnung.

Der Hintergrund des Geschehens sind Vorstadthöfe, in die die Banden eingesperrt sind. Weshalb sie gern ausbrechen und das Eindringen der Konkurrenz schwer ahnden. Die einheimischen Halbstarcken werden von Puppen flankiert, die Zugewanderten (Portorikaner) stellen die beiden wirklichen Frauen, darunter Maria.

Ist der Film bis dahin den Musicals zu vergleichen, die uns die USA beschert haben, so beschert er uns im zweiten Teil (er läuft 165 Minuten) eine Tiefenschau, denn er reißt unversehens soziale Probleme an, die sich in Songs

oder Chören Luft machen. Hier liegt Ekrasit verborgen, das sich dem Publikum als untergründige Spannung mitteilt. Es gelingt, durch Gesang, Rhythmus und Tanz ein Klima zu erzeugen, das typisch ist und durch zwei Polizisten in einer Weise kontrapunktiert wird, daß man in ein amerikanisches Seinsgefühl einbezogen wird. Hier hat der Film etwas „Gefährliches“, und hier ist er am stärksten. Man denkt an Dreysers Roman. Eine Szene beim Psychiater reißt eine klaffende Wunde des amerikanischen Alltagslebens auf und macht sich auf makabre Weise darüber lustig.

Das Prädikat „besonders wertvoll“ dürfte sich nur aufs Ästhetische beziehen. Es ist denkbar, daß die West Side Story dem Halbstarckentum eine Belebungspritze gibt, denn es handelt sich um die Heroisierung des Bandentums mit dem heuchlerischen Augenaufschlag, daß es nicht lohnt, und mit der delikaten Beigabe dreier Totschläge.

Zu bemerken bleibt die hohe Qualität des Vor- und Nachspans. Letzterer zieht noch nach dem Ende des Films den Zuschauer durch hohe graphische Qualität in seinen Bann.

Hans Schaarwächter